

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 78=98 (1932)

Heft: 5

Artikel: Clausewitz, Moltke, Schlieffen und der Weltkrieg

Autor: Metter, Sigfrid

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-10813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wo fehlt es da? Nur daran, dass man entweder von seiner Erzieherpflicht in ihrem ganzen Umfange nicht durchdrungen, oder aber selber noch kein rechter Soldat ist. Entschuldigungen, wie neue Geistesströmungen usw. gibt es nicht. Wir haben früher gesehen, dass jeder Mensch, wenn er nur will, immer seine Persönlichkeit retten, bewahren kann, und diese allein ist es, die er braucht, um durch unser Erziehungsmittel, das Beispiel, wirken zu können. Stellen wir uns mit unserer ganzen Persönlichkeit hinter alles, was wir unternehmen, und je mehr wir nicht nur von unsern geistigen und körperlichen Kräften, sondern auch von unserm Eigensten, Besten, geben, desto mehr wird unsere Persönlichkeit erstarken und wirken, desto näher kommen wir der Erfüllung unserer Erzieherpflicht.

In diesem Eigensten und Besten der Menschen haben wir die Konstante, die das Schicksal der Menschheit, dieses Pendel, das bald vorwärts, bald, wie jetzt, rückwärts schwingt, immer wieder anzieht und trotz Rückschlägen langsam aufwärts führt. So lange wir den Glauben an dieses Beste in uns nicht verlieren, braucht uns daher auf Grund der Erfahrungen aus der Weltgeschichte und der allgemeinen Erziehung auch um die Erziehung unserer Soldaten, trotz Ueberhandnehmen von Schwierigkeiten und Hindernissen nicht bange zu werden, und unsere Soldatenerziehung, so aufgefasst und durchgeführt, erzieht uns nicht nur zu Verteidigern unseres Vaterlandes, sondern bedeutet zugleich eine grosse Kulturarbeit an unserm Volke.

Clausewitz, Moltke, Schlieffen und der Weltkrieg.

Von Dr. *Sigfrid Mette, Berlin.*

Immer wieder stösst man — trotz Hans Delbrücks Lebensarbeit an den Problemen der Strategie, trotz seiner Geschichte der Kriegskunst — auf die scheinbar unausrottbare Ueberzeugung, dass über kriegsgeschichtliche und strategische Probleme nur der militärische Fachmann urteilen könne, und dass ein Urteilen über derartige Probleme von einem Nichtmilitär immer Dilettantismus bleiben müsse, nicht ernst zu nehmen sei. Nichts gefährlicher als dieser Glaube! Hat er doch nicht erst *während* des Krieges die richtige Einsicht in unsere wirkliche militärische Lage und eine kritische Mitwirkung der dazu im Volke Berufenen verhindert, nein, bereits *vor* dem Kriege hat dieses Dogma eine sachliche Kritik überhaupt nicht aufkommen lassen und so zu gefährlichen Einseitigkeiten bis zur Erstarrung im strategischen Denken des deutschen Generalstabs geführt. Das schliessliche Resultat war folgerichtig der verlorne Krieg.

Oder ist es nicht so gewesen, dass vor dem Kriege bereits: Auswärtiges Amt, Generalstab, Admiralstab, Reichsmarineamt «neben einander her» arbeiteten, woraus dann während des Krieges immer mehr ein Auseinander, ja Gegeneinander wurde? Kein Geringerer als der leider zu früh jüngst verstorbene General von Moser hat darauf schon hingewiesen in seinen «Ernsthaften Plaudereien über den Weltkrieg», die mit zum Besten gehören, was über den Weltkrieg geschrieben worden ist. Moser ist es auch gewesen, der m. W. als erster unter den Fachleuten und von den höheren Führern im Weltkrieg mit aller Eindringlichkeit ausgesprochen hat, dass «wie im Kriege der Feldherr zur glücklichen Erfüllung seiner Aufgabe der inner- und ausserpolitischen Einsicht bedarf, so auch die Diplomaten, die Volksvertreter und das mitkämpfende Volk zur Erfüllung ihrer Aufgabe einer gewissen strategischen Einsicht bedürfen». Darüber hinaus hat er gewagt, die geistige Mitarbeit auch der militärischen Laien, vor allem der «am Staatsschiff irgendwie Mitrundernden oder Mitsteuernden» zu fordern und als ihr Recht, ja ihre Pflicht verkündet: «die von den militärischen Führern vorgeschlagenen und beabsichtigten strategischen Massnahmen — vor nicht während deren Ausführung — auf ihre Gesamtberechtigung hin mitzuprüfen.» Er hat dabei auf das Wort Napoleons hingewiesen: «Die Kriegskunst ist leicht genug zu verstehen, aber sie auszuüben ist schwer», und auf das des Generals von Conrad: «Die grosse operative Führung im Kriege . . . ist keine Geheimwissenschaft.» Und er hat sich dabei keinen Augenblick verhehlt, dass die Wichtigkeit wie die Richtigkeit dieser «Weltkriegslehre» «von gewissen militärischen Kreisen» «lebhaft bestritten» werden wird; die vielmehr die «geistige Mitarbeit an der Kriegsführung in jeder Form schroff ablehnen» und sogar «für den deutschen Feldherrn des Zukunftskrieges die unumschränkte, diktatorische Gewalt fordern werden». Dass dem militärischen Laien weder das Entwerfen strategischer Pläne, noch auch Mittel und Wege zur Verwirklichung des gesetzten Zieles vorzuschreiben zukommt, weil ihm dafür einfach die praktische Durchbildung fehlt, hebt Moser ausdrücklich noch hervor. Aber mit aller Entschiedenheit fordert er vom Staatsmanne, dass er sich nicht «völlig mundtot» machen lassen dürfe, wenn es die Entscheidung gelte, ob die strategischen Pläne der Heeresleitung auch «der grossen politischen Gesamtlage» entspreche, und ob die von ihr «angestrebten Kampfziele — und auch das von ihr beabsichtigte Kampfverfahren — noch mit der im Volke vorhandenen Wehr-, Seelen- und Wirtschaftskraft im Einklang» stehe. «Leben und Sterben eines Volkes», wenigstens aber «Kriegsdauer und Gestalt des Friedens» hänge von der Beantwortung dieser Frage ab. Man kann daher mit Moser gar nicht eindringlich genug fordern, dass «in der Zeit der gros-

sen Volkskriege» das Bestreben der Laienkreise, «ein Urteil zu gewinnen über das strategisch Mögliche und Zweckmässige», von militärischer Seite «in jeder Hinsicht» zu fördern sei, nicht aber zu hemmen.

Weil uns im Weltkriege Einseitigkeit und Fachenge des Spezialistengeistes recht eigentlich zum Verhängnis geworden sind; weil die strategische Führung unpolitisch dachte und deshalb letztlich auch strategisch falsch rechnete; weil die politische Leitung nicht strategisch zu denken wagte und daher am Ende auch politisch verkehrt disponieren musste, drum ist es heute höchste Pflicht, vor dieser Gefahr immer wieder und mit aller Eindringlichkeit zu warnen. Dies um so mehr, wenn man sieht, wie auch heute noch — mehr als ein Jahrzehnt nach dem Weltkriege — die militärischen Ereignisse dieses Krieges fast durchweg isoliert vom politischen und wirtschaftlichen Geschehen beurteilt werden; wie noch heute vom Schlieffenplan gesprochen wird: dass er nur als «Operationsplan als solcher» richtig gewertet werden könne, und wie eben hiermit jene verhängnisvolle Isolierung des Strategischen vom Politischen und Wirtschaftlichen geradezu verewigt wird.

Demgegenüber sei — gerade wegen der Entschiedenheit seiner Formulierung — das Wort von Clausewitz hier vorangestellt: «Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig, denn die Politik hat den Krieg erzeugt; sie ist Intelligenz, der Krieg aber bloss das Instrument und nicht umgekehrt. Es bleibt also nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter den politischen möglich.»

Man hat heute allen Grund, auf *allen* Gebieten des Lebens und nicht bloss etwa des politisch-staatlichen, den wahrhaften Quellkräften nachzugraben bis auf ihren tiefsten Grund. Wo fänden wir diesen ewig lebendigen Quellgrund klarer und frischer fliessend als bei den grossen Männern unseres Volkes, da, wo sie gehandelt und gedacht haben? Das gilt natürlich besonders für das Gebiet des Krieges und der Strategie. Es dürfte sich daher heute besonders lohnen, sich die Anschauungen der beiden Männer, die als Bildner des deutschen Heeres- und Wehrgeistes und als Schöpfer der modernen Strategie angesprochen werden müssen, die Anschauungen Clausewitzens und Moltkes, über das Wesen der Strategie, ihr Verhältnis zur Politik, Wirtschaft und den andern Faktoren des staatlich sozialen Lebens kurz zu vergegenwärtigen, und zwar wesentlich im Zusammenhang mit dem praktischen Beispiel, das eines der entscheidenden Probleme bedeutet und deshalb uns alle angeht: den Aufmarsch von 1914.

Wie Künstler meistens schlechte Kritiker sind, weil sie zu sehr in ihrer *eigenen* Kunst leben, und daher *andersgeartete* Kunst nur von sich aus sehen und beurteilen, so ist das bei den Militärs,

deren Kunst, die Heerführung, eine im eminentesten Sinne praktische ist, in noch viel höherem Grade der Fall. Die Strategie des 19. Jahrhunderts war die Niederwerfungsstrategie Napoleons und Moltkes. In ihr war auch das deutsche Heer und seine Führer erzogen und gross geworden; theoretisch und historisch ward sie als die einzig wahre und echte Strategie gelehrt; als es da nun jemand, noch dazu ein Universitätsprofessor (Hans Delbrück) wagte, unter die «Zivilstrategen» zu gehen und aus Clausewitz zu beweisen, dass es vor Napoleon eine andersgeartete Strategie gegeben habe, die Ermattungsstrategie, und dass dies die Strategie des grossen Friederich gewesen sei, ward er nicht nur verlacht und bekämpft, sondern auch von den Generalstäblern grundsätzlich abgelehnt.

Und doch hatte bereits Clausewitz seine Theorie von der doppelten Art des Krieges, trotz aller systematischen Unfertigkeit seines Werkes, gerade nach dieser Seite der Ermattungsstrategie hin weitgehend historisch belegt: Ausgehend von der Frage, ob eine rechte Theorie abzuleiten sei aus dem Begriff des absoluten Krieges, wie er «in dieser absoluten Vollkommenheit» in jenen Tagen (Napoleons) wiederaufgetreten sei, wendet er ein: «Aber was sollen wir dann zu allen Kriegen sagen, welche seit Alexander und einigen Feldzügen der Römer bis auf Bonaparte geführt worden sind? Wir müssten sie in Bausch und Bogen verwerfen und könnten es doch vielleicht nicht, ohne uns unserer Anmassung zu schämen. Was aber *schlimm* ist, wir müssten uns sagen, dass *im nächsten Jahrzehnt* vielleicht *wieder ein Krieg der Art da sein wird*, unserer Theorie zum Trotz, und dass diese Theorie mit einer starken Logik doch sehr ohnmächtig bleibt gegen die Gewalt der Umstände.»¹⁾ . . . «Das Wehrlosmachen des Gegners ist in Wirklichkeit keineswegs allgemein vorhanden und kann also auf keine Weise in der Theorie als Gesetz aufgestellt werden . . . wenn wir auf die konkreten Fälle sehen, so müssen wir uns sagen, dass in einer ganzen Klasse derselben das Niederwerfen des Gegners ein unnützes Spiel der Vorstellung sein würde: wenn nämlich der Gegner bedeutend mächtiger ist.»²⁾ Man muss es als das vielleicht schwerste Verhängnis für das deutsche Volk ansehen, dass Clausewitz von der Cholera dahingerafft wurde, ehe er zur Umarbeitung des Gesamtwerkes, wie er sie in der «Nachricht» von 1827 angekündigt hatte, kommen konnte. Denn so eindringlich er bereits, wie wir soeben gesehen haben, diese zweite Art des Krieges historisch entwickelt hatte, so genügte ihm die bis dahin vorliegende Fassung seines Werkes gerade in dieser Hinsicht keineswegs; vielmehr wollte er bei der

¹⁾ Vom Kriege, Bln. 80, Buch 8, 82.

²⁾ Ebd., B. I, 30.

Umarbeitung «die doppelte Art des Krieges überall schärfer im Auge behalten». Er charakterisiert zwar diese beiden Arten des Krieges bereits überaus scharf und auch ihre volle Gleichwertigkeit hat er hervorgehoben im ersten Buch mit den Worten: «Es ist nichts leichter als sich zwei verschiedene Richtungen unserer Streitkraft zu denken, von denen die eine bei weitem den Vorzug verdient, wenn es darauf ankommt, den Feind niederzuwerfen, die andere aber, wenn von Niederwerfen nicht die Rede ist und sein kann, einträglicher ist. Wie man zu sagen gewohnt ist, würde man die erste für die mehr militärische, die andere mehr für eine politische halten. *Wenn man sich aber auf den höchsten Standpunkt stellt, so ist eine so militärisch wie die andere, und jede nur zweckmässig, wenn sie zu den gegebenen Bedingungen passt.*»³⁾ Besonders bei der Ausarbeitung des achten Buches hoffte er die beiden Gesichtspunkte (die doppelte Art des Krieges und den Krieg als die «fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln») geltend zu machen und dabei so «manchen Faltenkniff in den Köpfen der Strategen und Staatsmänner auszubügeln».

Trotz solcher über die eigene Gegenwart geradezu prophetisch hinausweisender historisch-theoretischer Darlegungen Clausewitzens, trotz Delbrücks Weiterbildung dieser Theorie, blieb die deutsche strategische Führung — von der der übrigen Länder ganz zu schweigen — bei der Einzigkeit der Niederwerfungsstrategie. Hätte aber ein genialer militärischer Denker wie Clausewitz und kein «blosser Gelehrter» wie Delbrück oder ein strategischer Genius wie Moltke die erdrückende Ueberzeugungskraft der napoleonisch-moltkeschen Strategie, die scheinbar mit den immer nur zunehmenden, schier bis ins Grenzenlose wachsenden staatlichen und kriegesischen Machtmitteln noch unwiderlegbarer wurde, zu überwinden, davon frei zu machen vermocht? Angesichts des vom Spezialisismus beherrschten, mechanistisch-materialistischen Zeitalters, dessen durchaus kongenialer Ausdruck auf strategischem Gebiete der starre Mechanismus des Schlieffenplanes war, angesichts der vergeblichen Proteste eines Generals wie von Schlichting gegen die Schlieffenschen Theorien dürfte das doch keineswegs sicher sein. So musste das militärische Denken spezialistisch verengt bleiben; so sehr, dass selbst im rein Militärischen einseitiger Dogmatismus herrschte, indem nur *eine* Art der Strategie gelehrt und gepflegt ward; von etwaiger Verbindung mit den politischen oder wirtschaftlichen Problemen ganz zu schweigen. So hatte man schliesslich bei den ständig bis ins Ungemessene wachsenden militärischen Machtmitteln das mahnende Wort des alten Moltke über die entscheidende Wichtigkeit der numerischen Ueberlegenheit im Kriege für den *End-*

³⁾ Ebd., I, 34.

erfolg offenbar vergessen: «*Dauernder* Erfolg ist überhaupt nur zu erzielen, wenn man von Anfang an mit numerischer Ueberlegenheit in den Krieg zieht.»⁴⁾ Wo gäbe es auch in der ganzen Weltgeschichte einen Krieg, der von *beiden* Seiten mit allen Mitteln der Niederwerfung rücksichtslos geführt und doch mit zahlenmässiger Unterlegenheit gewonnen worden wäre?

Nun steht aber ganz eindeutig fest, dass wir bei Kriegsausbruch an Feldtruppen unseren Gegnern fast um die Hälfte unterlegen waren, insgesamt mit 3,5 gegen 5,9 Mill., nach dem Werk des Reichsarchivs, andere — z. B. Rüdts von Collenberg — rechnen sogar 3,5 gegen 7 Mill., die Gegner aber sogar im Westen noch erheblich überlegen waren; dass demnach ein «dauernder Erfolg im Sinne des Niederwerfungsstrategen Moltke niemals zu erzielen war; dass also die Offensive im Westen mit dem strategischen Ziel der Vernichtung und Ausschaltung der dortigen feindlichen Kräfte *eben wegen der geringen Zahl der verwendbaren Streitkräfte* falsch gedacht und ein schwerer Fehler war, auch oder gerade vom Standpunkt der Niederwerfungsstrategie. Dies um so mehr, als die französischen Truppen für die von unseren Gegnern bei weitem besten angesehen werden mussten.

Ganz anders stand es — auch schon für Moltke — um den Ostaufmarsch. Der alte Feldmarschall hat seit 1879 bis an sein Lebensende, sobald Frankreich durch Befestigung seiner Ostgrenze und erhebliche Truppenvermehrung der stärkere der beiden Gegner wurde, und seitdem das Bündnis mit Oesterreich im Osten nicht unerhebliche Ueberlegenheit verbürgte, am Ostaufmarsch festgehalten. In einer Operationsstudie aus dem Jahre 1879 hat er bereits folgende, sein damaliges strategisches Denken überaus charakterisierende Erwägung angestellt: «Einen Sieg in Kongresspolen bis in das Innere Russlands zu verfolgen, würden wir kein Interesse haben; er ermöglicht es aber dann, den grössten Teil der Armeen auf den dafür günstigen Eisenbahnverbindungen gegen den Rhein heranzuführen.»⁵⁾ Der bekannte Schlieffenschüler Oberstleutnant Foerster, der diese Denkschrift neben andern im Offiziersbund (1926, Nr. 6) zuerst veröffentlicht hat, fügt jenen Worten Moltkes folgende erläuternde Sätze hinzu: «Daraus darf mit Sicherheit geschlossen werden, dass Moltke die *vollständige Niederwerfung* des russischen Heeres, wenn sie nicht schon in Polen gelang, *nicht ins Auge gefasst* hat.» Eine bemerkenswerte Feststellung eines Schlieffenschülers, wenn man bedenkt, dass die Schlieffenschule (und auch Groener noch in seinen letzten Büchern) ihr gesamtes strategisches Denken unter die ausschliessliche Perspektive gestellt haben: auf *jeden Fall* — ent-

⁴⁾ Militär. Werke IV, 3. S. 25.

⁵⁾ Graf Moltke, die dt. Aufmarschpläne, 1871—90, Bln. 29, S. 80.

scheidender Sieg, «vollständige Niederwerfung», «Zertrümmerung des feindlichen Heeres» *entweder* im Osten *oder* im Westen.

Der Gegensatz also zwischen der Auffassung des alten Moltke und der des deutschen Generalstabs von 1914 ist nicht (auch nach Förster nicht) nur *äusserlich* durch die später veränderten, ungünstigeren Verhältnisse für eine Ostoffensive hervorgerufen, wie noch immer behauptet wird; vielmehr ist er *grundsätzlicher* Art: auch schon unter den damaligen, noch *günstigen Verhältnissen* dachte Moltke — im Gegensatz zu den Anschauungen der Schlieffenschule — *nicht* daran, die *Russen vollständig niederzuwerfen*; er wollte sie vielmehr *nur vorläufig mattsetzen*, um sich dann mit ganzer Macht dem Westen zuzuwenden. Rechnete Moltke doch mit einem sieben-, ja dreissigjährigen Kriege wegen der Stärke und Umfassenheit der kriegesischen Mittel auf beiden Seiten. Schlieffen dagegen, der fälschlich mit einem ganz kurzen Kriege rechnete, ging auf die unmögliche Vernichtung aus und kam, letztlich von hier, zur Ablehnung des Ostaufmarsches.

Um die geniale Art Moltkes im Gegensatz zu der artistischen Schlieffens voll zu erfassen, ist es von Wichtigkeit, kurz für die wesentlichen Anfangsprobleme des Weltkrieges (Belgien, Ueberwindbarkeit Frankreichs, Ostaufmarsch, allgemeine wirtschaftliche und militär-technische Vorbereitungen) aus Moltkes Aufmarschplänen vor und nach 1879 bis 1890 die prägnantesten Stellen herauszuheben. So aus der Denkschrift vom 8. Mai 59: «Immer bleibt der Angriff auf Frankreich ein schweres Unternehmen. Derselbe wird nicht durch die erste Schlacht, *vielleicht nicht durch einen ersten Feldzug entschieden werden. Politische Erwägungen kommen dabei in Betracht*, die hier nicht beurteilt werden können.»⁶⁾ Also schon in einer seiner ersten Denkschriften als Generalstabschef stellt auch Moltke politische Erwägungen in den Vordergrund. Noch stärker tritt dieses kühle Abwägen der Verhältnisse, dieser ausgesprochene Wirklichkeitsinn in einer Denkschrift vom April 71 hervor. Das ist um so bedeutungsvoller, als diese Denkschrift von einem Feldherrn stammt, der sich damals auf der Höhe seines Siegerruhmes befand. Moltke erwägt hier bereits die Gefahr des «Zusammenwirkens des slawischen Ostens und des romanischen Westens gegen das Zentrum Europas», die er schon in den Denkschriften des Jahres 59/60 gesehen hatte, und kommt dabei zu folgendem Resultat: «Deutschland ist gezwungen, seine Heeresmacht nach Osten und Westen zu teilen. *Es darf nicht hoffen, durch eine rasche und glückliche Offensive in letzterer Richtung sich in kurzer Zeit von dem einen Gegner zu befreien, um sich dann gegen*

⁶⁾ Milit. Werke, I. 4, 103.

den anderen zu wenden. Wir haben eben erst erlebt, wie schwer es ist, selbst den *siegreichsten Kampf gegen Frankreich zu beenden*. Nach der anderen Seite liegen vor uns Kurland, ein schwer zu behauptendes Polen, eine Eroberung von zweifelhaftem Wert.»⁷⁾ Oder vom 3. Februar 77: «Ist der Erfolg für uns, so werden wir ihn zwar auszubeuten suchen, *können aber nicht die Verfolgung bis Paris ausdehnen*. Es muss der *Diplomatie überlassen* werden, ob sie uns, *wenn auch nur auf der Grundlage des status quo ante, nach dieser einen Seite hin Ruhe schaffen kann.*»⁸⁾ Auch hier wieder bemerkenswert die militärische Mässigung, das Abwägen der Kräfte und das Einschieben und Anerkennen des politischen Prinzips (sogar des status quo ante!).

Seit dem Berliner Kongress ist für Moltke, wenn es zum Kriege kommt, der Zweifrontenkrieg sicher; vom April 79 an tritt er wegen der Neubefestigung von Paris und der «*Tirailleurkette von Festungen und Forts an der deutschen Grenze*» dauernd und mit fortschreitender Bestimmtheit dafür ein, im Westen mit Hilfe der starken Rheinstellung und der «*mächtigen Festungen*» defensiv zu bleiben und «*alle nicht unbedingt dort nötigen Kräfte für eine nachdrückliche Offensive gegen Osten zu verwenden.*»⁹⁾ Für den Osten fordert er (Januar 80): Dass beide, Deutschland und Oesterreich, «*das Anschwellen der russischen Heeresmacht nicht abwarten, sondern sofort angriffsweise verfahren . . . und den Gegner aufsuchen, schon im Königreich Polen die grossen Entscheidungen herbeizuführen.*»¹⁰⁾ Dass Moltke für solche Zwecke für einen Ausbau des Eisenbahnnetzes im Osten eingetreten ist, sei wenigstens erwähnt.

Ausserordentlich bedeutungsvoll ist Moltkes Einstellung zu einem Durchmarsch durch Belgien; dass *deutscherseits* jemals so etwas geschehen könnte, darauf ist er zwar nie gekommen; aber er erwägt doch die Möglichkeit von der andern Seite her: «*Wenn übrigens England etwas zu aktivem Vorgehen bestimmen kann, so ist es die Besetzung Belgiens durch ein französisches Heer, aus allen diesen Gründen erscheint das ganze Unternehmen in hohem Grade unwahrscheinlich.*»¹¹⁾ Es dürfte in diesem Zusammenhang nicht bloss von hohem historischem Reize sein, sondern auch überaus schmerzliche Betrachtungen in manchem hervorrufen, wenn ich eine noch wenig bekannte Aeusserung Bismarcks über die Frage der Verletzung der belgischen Neutralität aus demselben Jahre (1887) hierher setze: «. . . die Engländer scheinen so überzeugt zu sein, dass Deutschland entschlossen sei,

7) Graf M o l t k e, d. deutschen Aufmarschpläne 1871—90, Bln. 29, S. 9.

8) Ebd., 66.

9) Ebd., 77.

10) Ebd., 97.

11) Ebd., 125.

einer für unabwendbar gehaltenen Gefahr demnächst zuvorzukommen, dass sie seit einigen Wochen mit Eifer die Frage des Schutzes der belgischen Neutralität erörtern Man kommt zu dem Resultat, dass die Verletzung der Neutralität zu gestatten sei, wenn der Sieger sich verpflichte, beim Frieden die Unabhängigkeit Belgiens nicht anzutasten. Das sind sehr verfrühte, und nicht bloss verfrühte, sondern selbst grundlose Sorgen und Pläne *Deutschland würde nie einen Krieg mit der Verletzung eines europäischen Vertrages beginnen.* Man nimmt in England an, dass die deutsch-französische Grenze durch Frankreichs Verteidigungsanstalten für jede Offensive unzugänglich geworden sei, und dass folglich der deutsche Generalstab den Durchbruch durch Belgien ins Auge fassen müsse. Wir glauben nun nicht, dass englische Tagesschriftsteller so leicht imstande sind, die Kombinationen des deutschen Generalstabes zu erschöpfen. Jedenfalls befinden sie sich im *Irrtum, wenn sie meinen, die Leitung der Politik sei bei uns den Gesichtspunkten des Generalstabes unterworfen und nicht umgekehrt.* Ebenso wenig wie die belgische, wird jemals die Neutralität der Schweiz von Deutschland verletzt werden. Viel zu hohen Wert legt die deutsche Staatsleitung auf ihren Ruf der strengsten Beobachterin der Verträge, welche Europa zur Bewahrung des Friedens errichtet hat . . . »¹²⁾ So im völligen Gleichklang Feldherr und Staatsmann — damals! und 1914? da gab es überhaupt keine «Kombinationen» mehr des deutschen Generalstabes, sondern nur noch *einen* Schlieffenplan und keinen Staatsmann, der sich des Bismarck- und Moltkeworts erinnern hätte!

Und dieser Schlieffenplan widersprach zudem noch einem der elementarsten Grundgesetze aller Strategie, das gerade Moltke immer von neuem hervorzuheben nicht müde geworden ist; in einer seiner Denkschriften (April 74) hat er es so formuliert: «Es ist vergeblich, den Gang eines künftigen Feldzuges im voraus konstruieren zu wollen.»¹³⁾ Gerade das aber hat der klügelnde und mechanisierende Verstand des Schlieffenplanes getan; für ihn gab es keinen «unberechenbaren» Ausgang der ersten Schlacht, keine «neue Situation» daraus, kein «Dunkel», das «von da ab die Zukunft verhüllt» und auch «der schärfste Blick» nicht zu «durchdringen» vermag.¹⁴⁾ *Ein* unverhoffter Schlag, ein nicht zu berechnender Vorstoss, — und das glänzend aufgezugene Räderwerk einer gewiss wahrhaft grandiosen Artistik stand still!

Nimmt man nun noch eine Reihe von Aeusserungen aus Moltkes militärischen Werken, die zu allgemein strategischen

¹²⁾ «Post» v. 24. Febr. 1887.

¹³⁾ D. dt. Aufmarschpläne, 37; ferner 23, 106, 121.

¹⁴⁾ Ebd., 37.

Fragen grundsätzlich Stellung nehmen, hinzu, wird man in der Beurteilung von Moltkes strategischen Anschauungen und deren Wandlung noch einen Schritt weiter gehen dürfen.

Im Juni 1869 schrieb General Moltke, den damaligen Verhältnissen gemäss noch ganz im Geiste der Niederwerfungsstrategie: «Der Charakter der heutigen Kriegsführung ist gezeichnet durch das Streben nach grosser und schneller Entscheidung alles drängt auf rasche Beendigung des Krieges.»¹⁵⁾ Doch bereits zu Anfang der 80er Jahre finden sich zwei andere Bemerkungen, die weit mehr die allgemeinen politischen Verhältnisse in den Vordergrund schieben: «Wir werden nicht jeder Zeit und an allen Orten hierzu (zur Offensive) befähigt sein, schon aus dem Grunde, weil Bodenbeschaffenheit, Befestigung, Witterungsverhältnisse selbst den numerisch schwächeren Feind gegen Angriffsverfahren schützen. Politische Erwägung, Rücksicht auf Nachbarmächte, Vermeidung des Scheins der Aggression können zuweilen ratsam machen, den Krieg defensiv zu beginnen, mit dem Vorbehalt, dann erst zur Offensive zu schreiten.» Und die andere: «*Ob es richtig ist, im Kriege auf die Gefahr grosser Verluste hin die Schlachten so zu beanlagen, dass sie auf Vernichtung der Gegner hinzielen oder den sicheren Weg einzuschlagen, durch eine Reihe minder entscheidender Erfolge zum Zweck zu gelangen, das hängt wesentlich mit ab von den politischen Verhältnissen.* Nur soviel lässt sich sagen, dass je bedrängter die eigene Lage, um so mehr ist man auf Offensive und Vernichtungskampf angewiesen. Dies das Verfahren des grossen Königs während des siebenjährigen Krieges.»¹⁶⁾

Diese letzte Aeusserung ist besonders wertvoll, weil in ihr m. E. geradezu das unbewusste Ringen in den Gedanken des bisherigen Niederwerfungsstrategen, aus seiner bisherigen Praxis heraus, mit dem sich auf die abgewandelten allgemeinen politischen Verhältnisse immer mehr einstellenden genialen strategischen Denker offenbart: Neben dem «sicheren Weg», «durch eine Reihe minder entscheidender Erfolge zum Zwecke zu kommen», steht noch unvermittelt und widerspruchsvoll der Gedanke: bei bedrängter Lage «Vernichtungskampf» — und die hergebrachte Beurteilung der Strategie des grossen Königs (man erinnere sich dagegen an dieser Stelle der *richtigen* Auffassung schon bei Clausewitz!).

Und nun jene, u. E. in diesem Zusammenhange als Entwicklungsabschluss seiner Gedanken ganz entscheidenden Worte aus seiner letzten Reichstagsrede: «Wenn der Krieg, der schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren

¹⁵⁾ Militär. Werke, II. 2, 173.

¹⁶⁾ Ebd., IV. 3, 227 u. 214.

Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die grössten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegen einander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, dass sie sich für überwunden erkläre, dass sie auf harte Bedingungen hin Frieden schliessen müsste, dass sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreissigjähriger Krieg werden — und wehe dem, der Europa in Brand steckt.»¹⁷⁾ Man beachte, wie hier in Moltkes letzter prophetischer Mahnung die grundlegenden Anschauungen aus den ersten Jahren seiner Generalstabchefszeit (1859) wiederkehren; so der Gedanke, dass der Krieg in «*einem* Feldzuge» nicht «entschieden» werde!

Bei Schlieffen also zeigt sich eine einseitig militärische, oben drein in sich dogmatisch verhärtete, strategische Denkweise; sie lässt ihn weder die wirtschaftlichen Voraussetzungen eines Krieges tiefer ergründen noch die politischen Folgen überhaupt bedenken und ihn schliesslich so auch militärisch falsch kalkulieren. Er und seine Schüler dachten weder an eine wirtschaftliche Vorbereitung auf einen langen Krieg, an eine allseitig strategische Bereitschaft für diesen Krieg (Ausbau des Bahnnetzes im Osten, der Befestigungen im Westen), noch machten sie sich die ungeheuren politischen Folgen des Einmarsches in Belgien klar; noch dachten sie an die *positiven* Folgen eines *sofortigen* siegreichen Vordringens der Verbündeten in Russland für die innenpolitischen russischen Verhältnisse (Revolution!); noch machten sie sich umgekehrt — als Ergebnis eines Westaufmarsches — die *negativen* Folgen einer österreichischen Niederlage für den Kampfwert des österreichischen Heeres und für den Anschluss Rumäniens an die Entente und Steigerung des Kampfwillens bei den Russen klar. Der alte Moltke dagegen hatte, aus der Beachtung aller dieser wirtschaftlichen und politischen Faktoren, nicht nur warnend auf eine lange Dauer moderner Kriege hingewiesen; es u. U. aus «politischen Erwägungen, Rücksicht auf Nachbarmächte, Vermeidung des Scheins der Aggression», für nicht ratsam gehalten, den Krieg defensiv zu beginnen; hatte er nicht nur den Westaufmarsch aufgegeben und den Ostaufmarsch unter Ablehnung des Vernichtungsgedankens vorbereitet; viel mehr noch: er hatte sogar im einzelnen wiederholt auf die Notwendigkeit hingewiesen, im Osten das Bahnnetz, im Westen die Festungen auszubauen.

Auf die Problematik der Ostoffensive im einzelnen über das bereits Gesagte hinaus noch näher einzugehen, würde zu weit

¹⁷⁾ Ges. Schriften u. Denkwürdigk. VII, 139.

führen. Wer aber die *Gesamtheit* der dafür in Frage kommenden Faktoren ins Auge fasst, vor allem die politischen, dem wird aus den bisherigen Erörterungen schon klar geworden sein, dass die *Grundtendenz* der Aufmarschpläne Moltkes seit 1879 auch noch für 1914 volle Gültigkeit hatte. Nur folgendes überaus wichtige Urteil Groeners, das Kabisch in seinem Buch: *Streitfragen des Weltkrieges* — anführt, möchte ich hier, gerade wegen seiner Prägnanz, noch wiedergeben: «Es unterliegt keinem Zweifel, dass unsere *gesamten Mobilmachungs- und Aufmarschvorbereitungen* in ihrer historischen Entwicklung bis 1914 mehr und mehr sich auf *einen* Fall eingestellt haben und dadurch zu einer *Starrheit* gekommen sind, die die *freie Entschliessung des Staatsmannes* im letzten Augenblick *einschränken* musste.»

Starrheit durch immer stärkere Festlegung auf *einen* Fall, dadurch Einschränkung der freien Entschliessung des Staatsmannes — mir scheint: schärfere Kritik kann man an der ganzen strategischen Einstellung des vom Schlieffengeiste geleiteten Generalstabes nicht üben; sie bestätigt jedenfalls das hier von mir Gesagte vollkommen.

Dass solche Einseitigkeit zwar zum Verhängnis geworden, dennoch historisch in der Tiefe gesehen, nicht so sehr die Schuld einzelner Persönlichkeiten oder von «Schulen» gewesen ist, sondern vielmehr im Spezialistenungeist der Zeit seinen tiefsten Grund hat, mehr Schicksal als Schuld war, — konnte in diesem mehr praktischen Zusammenhange nur angedeutet werden, soll aber um der historischen Wahrheit willen noch einmal besonders hervorgehoben werden.

Chronique militaire française.

Par le Colonel A. Grasset.

Sommaire:

Avant-propos.

Le Ministère de la Défense Nationale.

L'aviation.

Les tendances tactiques.

Le programme d'une Chronique Militaire française, tel que M. le Colonel *Bircher* a bien voulu me le confier, est vaste et difficile à remplir d'une manière convenable. Il doit, en somme, contenir dans une dizaine de pages, une petite encyclopédie de l'armée française et de ses institutions.

Je ferai de mon mieux, connaissant depuis longtemps l'inlassable indulgence de mes camarades suisses à mon égard,